



„Süh. Noz, dat is nu der Krieg bis aufs Messer!“

Christian de Wet.

Es weht aus schwarzem Lande Ein Geigen zu uns her, Hell klingt vor fernem Strande Ein Name übers Meer.

Schon einmal hat erfahren Von ihm das Erdbeben; Schon einmal lief vor Jahren Sein Name durch aller Munde; Schon einmal war's die Wirtin Der Welt: Gott, steh ihm bei! Schon einmal lehte der Wirtin Bei seinem Kampfschiff!

Das gieren Mäherbänden Demals erlag sein Mut, Wir konnten es nicht weiden, Doch kamte es uns ins Blut. Wie mancher bulle im Hilde Die Haut im Sack dazu; Ging es nach unsem Willen, Sie liehen Euch wohl in Ruh.

Geht aber lässig die Stunde, Geht holen wir es nach; Wir heilen die alte Wunde, Wir tilgen die alte Schand; Der Wirtin hat selbst geschrieben Das Blutes helles Band; Geht reizen mit freiem Geiſſen Wir Euch die Bruderhand.



Der später gefangene Burengeneral Christian de Wet.

Die Stahlwehre Rechte, Nun fuhr sie aus dem Sack. Nun stehen wir im Gefilde Wie ihr dem gleichen Tact. Des Kaiser's neue Treiter, Millionenfach vereint, Und bärtige Burenreiter, Sie schlagen den gleichen Feind.

Eine schwere Wetterwolke In Englands Himmel hängt. Geht endet auch Deinem Volke Die Not, die es bedrängt. Das Recht kommt nun ans Auber; Der Gehilf's Reich verlegt. Der Kräfte wie dich als Bruder, Herr Christian de Wet!

Vizeadmiral von Spee.

Vizeadmiral von Spee, der das deutsche Geschwader in der so heissen Seeschlacht an der philippinischen

Küste kommandierte, und der dann bei den Falkland-Inseln auf seinem Flaggschiff „Scharnhorst“ den Helvetenod fand, stand im 54. Lebensjahre. Er war am 22. Juni 1861 in Kopenhagen geboren und gehörte der deutschen Marine seit Frühjahr



Admiral Graf von Spee, der mit der „Scharnhorst“ untergegangene Befehlshaber des Ostasiengeschwaders.

1878 an. Als Leutnant z. S. war er 1884-85 an Bord der „Möwe“ kommandiert, die im Dienste der damals einsetzenden deutschen Kolonialpolitik an den verschiedensten Küstengebiet des Westafrikas die deutsche Flagge hiebt. 1897 wurde er, nachdem er 1892 zum Kapitänleutnant aufgerückt war, Flaggleutnant bei dem Kommando der aus Anlaß der Reichsgründung des Kreuzerregiments des Kreuzerregiments, die unter dem Befehl des Prinzen Heinrich im Dezember 1897 die Ausreise antrat. Später, als Korvettenkapitän, war er Erster Offizier des Linien Schiffes „Brandenburg“ und ging mit diesem anlässlich der Chinawaren wieder nach Ostasien hinaus. In die Heimat zurückgekehrt, war er als Regimentskapitän und Kapitän zur See Degernent bei der Waffenabteilung des Reichsmarineministeriums. Hierauf befehligte er das Linien Schiff „Wittelsbach“, wurde 1908 Chef des Stabes beim Kommando der Nordsee-Station; später ist er als Konteradmiral Zweiter Admiral der Aufklärungsflotte gewesen.

Im September 1912 wurde er mit der Führung des Kreuzerregiments beauftragt, Anfang 1913 erfolgte seine Ernennung zum Vizeadmiral und damit zum Chef des Geschwaders. Er sollte in diesem Herbst, da die Zeit seines Kommandos abgelaufen war, in die Heimat zurückkehren, und hatte bereits in dem Konteradmiral Gadeke, bisher Zweiter Admiral des ersten Geschwaders, einen Nachfolger erhalten. Der Ausbruch des Krieges bereitete natürlich diese Rückberufung.

Der Krieg im Volksmunde.

Außer der Liebe ist vielleicht nichts so viel besungen worden, wie der Krieg, kein Wunder, denn beide sind „gleiches Alters mit dem Leben“. Vor beiden beugt sich die Seele des Menschen, wie vor unbezwinglichen Naturmächten. Mit beiden Erregungen haben sich unzählige Federbeschäftigte, haben sich unzählige Köpfe auseinandergesetzt, und schier unüberschaubar ist Liebes- und Kriegsdichtung, ist ihre Literatur. Die Liebe wird insgemein erhoben und gepriesen, der Krieg verdammt, aber nicht durchweg. Auch von der Liebe Leid weiß man zu singen und zu sagen, und der Krieg findet Verehrer und begeisterte Säger. Der macht sich nun ein merkwürdiger Umstand geltend. Es ist leicht, aus dem Volksmunde die widersprechendsten Aeußerungen über die Liebe aufzunehmen, solche, die sich rühmen, solche, die sie scheitern, für den Krieg erhebt sich im Volke fast nie eine Stimme. Aus den Worten von „Kunsthistorikern“ und „Politikern“ ließe sich gar bald ein reicher Schatz von Zitaten zugunsten des Krieges zusammenbringen, das Volk aber will durchaus nichts von ihm wissen und gönnt ihm kein freundliches Wort. „Im Kriegsgarten wachsen Unglücksblumen“, an diesem Spruch hält es fest. Alle Kriegsleute verdammt es in Wusch und Wogen.

Die sechsmal gefotene Henne.

Eine köstliche Episode aus dem Kriege teilt das Karlsruher Tageblatt nach der Erzählung eines eben angekommenen Verwundeten mit. Wir lassen dem Manne selbst das Wort: „Beim Durchmarsch durch ein Dorf von einem Bauer eine schöne fette Henne um eine Krone. Das konnte ein Lederbüchsen in Kriegsgewand werden. Ich und mein Kamerad freuten uns schon auf das köstliche Mahl. Mit meinem Bajonett schlug ich das Wasser fort, da wir kein feines Wasser hatten. Eine Stunde lang rümpften wir beide sorgfältig die Henne, um sie bei der nächsten Rast sofort kochen zu können. Da man kein Lagerfeuer machen durfte, gruben wir ein tiefes Loch in die Erde, machten unten Feuer und deckten die Gube oben mit Laub zu. Ein feiner Abzugskanal sollte den verträulichten Rauch unsichtbar ableiten. Als die Henne im siedenden Wasser lag, ließ es plötzlich „Aufbruch“. Mir blieb nichts anderes übrig, als die dampfende Henne in den Tornister zu nehmen, daß mir der Rücken durch die Bluse brannte. Mein Leutnant frag-

te mich, ob ich die Henne, daß aus einem Reiter ein Fußgänger wird“, und mit furchtbarem Ernste in dem Spruch: „Krieg ist Gottes Wille, damit er Land und Leute ausfüllt“. So gar bis zu der Weisheit verleiht sich das friedliebende Volk: „Ungerechter Frieden ist besser als gerechter Krieg“, eben weil „Krieg verzeht, was Frieden beschert“, aber, und das ist ein Glück, der unmännlichen Aeußerung stehen zwei männliche gegenüber: „Besser offener Krieg, als verummelter Friede“ und „Besser redlicher Krieg, denn elender Friede“. Und das ist der richtige Standpunkt.

Die sechsmal gefotene Henne.

Eine köstliche Episode aus dem Kriege teilt das Karlsruher Tageblatt nach der Erzählung eines eben angekommenen Verwundeten mit. Wir lassen dem Manne selbst das Wort: „Beim Durchmarsch durch ein Dorf von einem Bauer eine schöne fette Henne um eine Krone. Das konnte ein Lederbüchsen in Kriegsgewand werden. Ich und mein Kamerad freuten uns schon auf das köstliche Mahl. Mit meinem Bajonett schlug ich das Wasser fort, da wir kein feines Wasser hatten. Eine Stunde lang rümpften wir beide sorgfältig die Henne, um sie bei der nächsten Rast sofort kochen zu können. Da man kein Lagerfeuer machen durfte, gruben wir ein tiefes Loch in die Erde, machten unten Feuer und deckten die Gube oben mit Laub zu. Ein feiner Abzugskanal sollte den verträulichten Rauch unsichtbar ableiten. Als die Henne im siedenden Wasser lag, ließ es plötzlich „Aufbruch“. Mir blieb nichts anderes übrig, als die dampfende Henne in den Tornister zu nehmen, daß mir der Rücken durch die Bluse brannte. Mein Leutnant frag-

te mich, ob ich die Henne, daß aus einem Reiter ein Fußgänger wird“, und mit furchtbarem Ernste in dem Spruch: „Krieg ist Gottes Wille, damit er Land und Leute ausfüllt“. So gar bis zu der Weisheit verleiht sich das friedliebende Volk: „Ungerechter Frieden ist besser als gerechter Krieg“, eben weil „Krieg verzeht, was Frieden beschert“, aber, und das ist ein Glück, der unmännlichen Aeußerung stehen zwei männliche gegenüber: „Besser offener Krieg, als verummelter Friede“ und „Besser redlicher Krieg, denn elender Friede“. Und das ist der richtige Standpunkt.



„Künstlicher Mörser“ als Ziel für feindliche Granaten.



Unsere „Barbaren“ in Feindesland.

„Wo Krieg ist, da wird der Brotader dürr, der Gottesader feilt.“ „Krieg verdirbt Land und Leute, Wer lebt, dem bleibt die beste Beute.“ „Wo man Krieg führt, da ist Not, Hunger und kein Brot.“ „Krieg, Pestilenz und teure Zeit, Ist das eine da, ist das andre nicht weit.“

Auch für die stillen Schädigungen, die ein Krieg im Gefolge hat, hat das Volk ein Auge, denn es sagt: „Wann Krieg anfängt, so muß der Teufel die Hölle um hunderttausend Malter weiter machen.“ Es weiß zwar genau, auf was es in der Kriegführung ankommt, wenn man den Sieg eringen will: „Krieg verlangt der Alten Rat und der Jungen Tat“ und „Im Katen rechten, im Kriege sechten“, aber eben ist ihm bekannt, daß es ein unfehlbares Mittel, den Sieg an die eigenen Fahnen zu heften, nicht gibt.

„Im Kriege und in der Lotterie, Wer gewinnt, das weiß man nie.“ Und noch hübscher warnt ein Reimspruch des 16. Jahrhunderts: „Frei ist besser den Krieg, Dimeil ungewiß ist der Sieg.“ Der Krieg leidet eben kein Probestück. „Vom Kriege kommt nichts Gutes. Seltlich ist dieser Gedanke geprägt in den Worten: „Der Krieg

ie mich erstaunt, warum aus meinem Tornister Rauch aufsteigt. Es war der Duff des halbgelochten Gefäßes. So marschierte ich mit meiner Henne viele Stunden weit, lag in der Schwarmlinie, und die feindlichen Geschosse flogen über uns hinweg. Wieder benötigte ich die nächste Rast, um meine Henne zu kochen. Und wieder geschah dasselbe: als das Wasser mit unsem Braten brockte, wurde ich zur Feldwache kommandiert. So ging es noch dreimal. Immer, wenn wir uns schon so freuten. Welche Zankasqualen. Zum sechstenmal war nun die Henne schon gelocht und würde, zubereitet zum Verspeisen. Da wollte es das Unglück, daß ich durch Schrapnellkugeln verwundet wurde. Bevor ich mich von meinem Kameraden trennte, übergab ich ihm die sechsmal gefotene Henne, die zu verpfesen mit nicht gegönnt war. Ob sie gut war, weiß ich nicht. Doch in Kriegszeiten ist man nicht wählerisch.“

„Aus der Ode „An die Deutschen“. Während des siebenjährigen Krieges stand es nicht immer gut um die Sache des großen Preußenkönigs. Kleinmütige Seelen wollten bisweilen vergaßen. Ihnen rief Friedrich, im Jahre 1790, am Schluß seiner „Ode an die Deutschen“ ein paar Strophen zu, die auch heute nicht vergessen sein sollten, in einer Zeit, wo trotz der glän-



„Dort hinten im Walde...“

zenden Erfolge, die unsere deutschen Brüder erkämpften, manche ängstliche Seele mit Sorge in die Zukunft blickt, wenn nicht jeder Tag einen Sieg bringt. Die Worte lauten in einer neuerlich erschienenen Ausgabe der Werte Friedrich des Großen: „Aber nein, ihr tapfern Freunde! Haltet je so klein gehandelt. Eine großgeheimte Seele? Ward sie einmald angenommen. Von des Kleinmuts niederer Regung, stets noch blieb sie ihrer Herr! Trost dem Schicksal in das Auge! Und ist keine Rettung mehr, Laßt uns doch die Ehre retten! Und die Götter, die gerechten, Des entweihten Friedens Rächer, werden uns zur Seite stellen.“

Der neueste Verteidiger der Kultur.

Mit der aufrichtigsten Benugung macht ein Pariser Blatt seine Leser mit den edlen Zügen des neuen Verteidigers der Kultur gegen die deutsche Barbarei bekannt. Es ist kein Geringerer als Sr. Erzengel der „Premierminister“ des afrikanischen Negerlandes Aganda. Das Portrait zeigt ihn im Schmud seines schönsten Sonntagsschmuckes, den er umgeschminkt hat, um den Franzosen mitzutellen, daß er das Kommando über eine „Armee“ von 5000 Mann übernommen hat, um für die „gute Sache“ gegen die Deutschen zu kämpfen. Wir gratulieren den französischen Soldaten zu diesen neuen Kameraden und der Kultur zu diesen neuen Reitern.

General Beyers.

Es gilt jetzt als feststehend, daß der Burenführer General Christian



Der im Baalstuf errettene Buren-General Beyers.

Frederik Beyers, der sich mit Christian de Wet und Peter Maritz gegen die englische Gewalt Herrschaft auflehnte, den Helvetenod gestorben ist. Es wurde aus Pretoria berichtet, daß er während eines heftigen Kampfes an den Ufern des Baal mit mehreren Gefährten den Fluß zu kreuzen versuchte. Ein starkes Feuer bereitete das Unterfangen und man sah, wie Beyers von seinem Pferde fiel, von der Strömung fortgerissen wurde und schließlich im Wasser verlor. Eine Suche nach seiner Leiche wurde sofort aufgenommen. General Beyers war der einzige, noch übriggebliebene Rebellenführer von Bedeutung.

Der neueste Verteidiger der Kultur.

Mit der aufrichtigsten Benugung macht ein Pariser Blatt seine Leser mit den edlen Zügen des neuen Verteidigers der Kultur gegen die deutsche Barbarei bekannt. Es ist kein Geringerer als Sr. Erzengel der „Premierminister“ des afrikanischen Negerlandes Aganda. Das Portrait zeigt ihn im Schmud seines schönsten Sonntagsschmuckes, den er umgeschminkt hat, um den Franzosen mitzutellen, daß er das Kommando über eine „Armee“ von 5000 Mann übernommen hat, um für die „gute Sache“ gegen die Deutschen zu kämpfen. Wir gratulieren den französischen Soldaten zu diesen neuen Kameraden und der Kultur zu diesen neuen Reitern.

General Beyers.

Es gilt jetzt als feststehend, daß der Burenführer General Christian



Der im Baalstuf errettene Buren-General Beyers.

Wuffle!

Wuffle raus! Wuffle raus! Dem jeh's noch 'mal so scheene! Und is is nich von Richard Strauß, Sie judd doch in de Beene. Und jü'r's noch keen Orchestra nich und keene Bacheline, — Et klinge genau so feierlich uff jo 'ne Lippenbühne. Wuffle raus! Und mit Durra Boll'n wir der Welt et zeiden: Doch uff de Wundbarmonia kann man's den Feinden geigen!

Seitbild.

Ungekämmt und nicht gewaschen Springt er morgens aus dem Haus, Und es guckt ihm aus der Nase Auch ein Stück vom Hund heraus.

Alles schaut ihm nach, dem Bengel, Wie er durch die Straßen rennt. Doch, das macht nichts, doch das tut nichts, Wenn nur's Zigarette brennt!

Moderne Ehen.



„Bräutigam (zu seiner Braut): „Da wir beide kein Geld haben, müssen wir eine Hochzeitfeier erster Klasse machen, damit wir nach unserer Verehelichung gleich überall Kredit bekommen...“

Die Dummheit im Volksmunde.

Der Büstenfabrikant ist ein Einfallspindel. Der Chemiker hat das Pulver auch nicht erfunden. Der Houtagehändler ist ein Strohluch. Dem Geographen sind alles böhmische Dörfer. Der Grümmüller ist mit dem Grüpfeutel geschlagen. Der Kohlauer läßt sich verlocken. Mit dem Maurer kann man Wände einrennen. Der Menagieriebesser läßt sich einen Bären aufbinden. Der Mustant sieht den Himmel für'n Dubelstuck an. Der Schreiber läßt sich leicht ein K für ein L machen. Der Strumpfwirler ist dumm wie ein Strumpf. Der Fischer ist verbohrt.

Bauernproh.



Wie die reiche Hofkavalerin zum erstenmal in Glacehandschuhen zur Stadt geht.

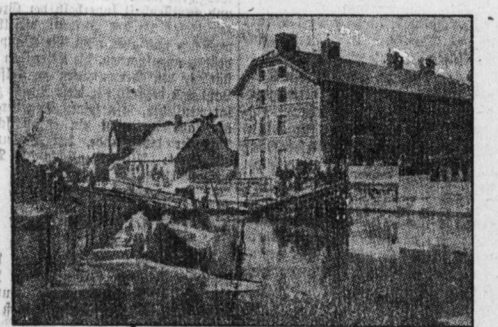
— Doppelsinnig. — Feldwebel (zum Soldaten, den er im Mannschafszimmer bei Brotentfäden und Wein entriß): „Das glaube ich, ... Sie verstehen zu leben!“ Soldat: „O, meine „Verhältnisse“ erlauben mir das!“

Neue Auffassung.



Proh (bei einem Maler): „Wissen's, malen sollen's mich, aber recht alt'ral und ähnl'le — was ma so sagt, a richtiges Selbstporträt.“

„Gesprungene“ Brücken über den Yser-Kanal.



Bei den Engländern gesprengte Kanalbrücke in Flandern.

Die Kämpfe, in Nordbelgien werden bekanntlich durch die zahlreichen Kanäle und Wasserläufe sehr erschwert, die sich kreuz und quer über das ganze Gebiet hinziehen. Es wurde selbenerzeit berichtet, mit welcher Todesverachtung die deutschen Marine- und Landtruppen den Kampf in den Deichen gegen den Feind führten. Alle Bestrebungen stimmten darin überein, daß gewaltige Kräfte erforderlich sind, um dort zu einem Erfolge zu gelangen. Schließlich von Ypern mußten die deutschen Truppen über schlüpfrige, ausgeweidete Lehmfelder, durch Doh-

wege, Wassergräben und wildes Göländ vorwärtsbringen. Natürlich sucht der Feind die Hindernisse des Geländes nach Möglichkeit zu vergrößern. Alle Brücken, die über den Yserkanal und seine Seitenarme führen, sind von den Engländern gesprengt worden. Die deutschen Pioniere stellten sie jedoch, trotz des heftigen Regens, wieder her. Im Schutze der Artillerie wurde der Uebergang erzwingen. Auch in Flandern werden die verbündeten Franzosen, Belgier und Engländer am längsten die Herren gewesen sein.



Polnische Kavallerieoffiziere.